

Webtalk #ImpulseStiften, 22. August 2023

Auf einen Kaffee mit ... Prof. Frank Adloff: „Stiftungen haben eine neokoloniale Seite“

Einen Videomitschnitt des Gespräches finden Sie unter www.impulse-stiften.de/archiv

Karsten Timmer: Herzlich willkommen zu dieser neuen Ausgabe von ImpulseStiften. Mein Name ist Karsten Timmer, ich habe das große Vergnügen, diesen Webtalk für die Stiftungswelt zusammen mit Felix Dresewski, Stephanie Reuter und Kirsten Wagner moderieren zu können.

Normalerweise haben unsere Calls eher einen Praxisbezug. Die Sommermonate nutzen wir aber gerne, um Leute einzuladen, die einen Blick von außen auf unseren Sektor werfen. Und wer könnte das besser als einer der wenigen Menschen, die sich in Deutschland wissenschaftlich mit dem Thema Stiften beschäftigt haben? Guten Morgen, Herr Adloff.

Frank Adloff: Guten Morgen. Ich freue mich, mit dabei zu sein.

Karsten Timmer:

Ich verzichte mal darauf, alle Ihre wissenschaftlichen Meriten aufzuzählen, und konzentriere mich auf die Stationen, die für uns wichtig sind. Sie haben 2010 mit ihrer Habilitation eine soziologische Studie über das Stiften in Deutschland und den USA veröffentlicht und sind jetzt seit 2016 Professor für Soziologie an der Uni Hamburg mit einem Lehrstuhl, der sich besonders den Dynamiken und der Regulierung von Wirtschaft und Gesellschaft widmet. Auch wenn die Begriffe in der Denomination des Lehrstuhls nicht auftauchen, spielen Zivilgesellschaft und Gemeinwohl eine große Rolle in Ihrer Forschung, die ganz stark das Thema Gabe kreist. Das wollen wir gleich auf die Stiftungen übertragen. Aber ich glaube, es ist eine gute Grundlage, mit der Gabe einzusteigen.

Was ist eigentlich eine Gabe und was macht sie so besonders?

Stiftungen als „asymmetrische Geber“

Frank Adloff

Ja, es ist richtig, dass ich mich länger mit diesem Phänomen des Gebens oder der Gabe befasst habe und das mit verschiedenen Blickwinkeln. Das eine ist, dass es bei der Gabe um ein Thema geht, das soziologisch oder sozialwissenschaftlich insgesamt relativ unterbelichtet geblieben ist: Warum interessiert man sich positiv für andere? Warum, anders gesagt, gibt es überhaupt Altruismus?

Das Geben – also dass wir anderen etwas Materielles oder auch Immaterielles überreichen, was dem anderen irgendwie von Nutzen ist, was wertvoll ist - das ist häufig so gedeutet worden, dass dahinter Eigennutz, also etwas Egoistisches steht. Das ist sehr verbreitet in der ökonomischen Theorie. Man gibt eigentlich, weil man sich selbst etwas davon verspricht, nämlich dass etwas ganz Bestimmtes zurückkommt und dass das wiederum wertvoller ist als das, was man gegeben hat. Das wäre dann sozusagen das egoistische Motiv. Und wenn es so ist, dass ich mich moralisch erhaben fühle und sozusagen ein gutes Gefühl habe, ist das der Standard in der ökonomischen Theorie, um das prosoziale Verhalten zu erklären.

Das ist soziologisch immer wieder thematisiert worden. Vor allem ist es schon vor ziemlich genau 100 Jahren in einem Text von einem französischen Soziologen und Anthropologen behandelt worden, Marcel Mauss; die Gabe, so hieß dieser Text. Er beschreibt, wie hier ganz unterschiedliche Motive reinspielen: Eigennutz kann eine Rolle spielen, aber auch das Interesse an anderen, also solidarische Motive, prosoziale Motive. Aber, und das ist der springende Punkt, dass das Geben vor allem immer wieder auf einen Zyklus abzielt, dass eine Gabe nur funktioniert, wenn sie auch angenommen wird. Wenn sie nicht angenommen, sondern verweigert wird, dann kommt das überhaupt nicht zustande. Und schließlich: Die Person, die etwas angenommen hat, wird das in der Regel auch erwidern, also zielt das Ganze auf Reziprozität ab. Und das ist tatsächlich ein größeres Thema in den sozialwissenschaftlichen Forschungsbeiträgen gewesen. Wie funktioniert das eigentlich, dass Reziprozität zustande kommt? Damit kann man ganz unterschiedliche Interessen mit verbinden.

Eines ist ein ganz klassisches sozialwissenschaftliches, inwieweit werden dadurch Ligaturen, Bindungen, Solidaritäten, sozialer Kitt in Gesellschaft hergestellt. Von daher ist das ein zentrales soziologisches Thema, wie über das Geben, Annehmen und Erwidern Bindung entsteht. Nun ist es so, dass Marcel Mauss schon darauf aufmerksam gemacht hat - und das führt uns vielleicht auch zum Thema Stiftungen - dass dieser Zyklus durchaus unterschiedlich aussehen kann. Ob der zustande kommt oder nicht, hängt vor allem auch daran, inwieweit die Seite, die etwas angenommen hat, auch etwas erwidern kann.

Wenn wir an die klassische Philanthropie des 19. Jahrhunderts denken, also Aufkommen der Arbeiterschaft, soziale Frage, Verelendung, Hygiene-Fragen in den Städten, dann war es das Bürgertum, was hier tatsächlich philanthropisch aktiv wurde. Eine massive Kritik daran lautete immer – und so hat das Marcel Mauss auch formuliert – im Grunde funktioniert hier die Gabe asymmetrisch, weil eine bestimmte Schicht, die obere bürgerliche Schicht, imaginiert sich sozusagen permanent in der gebenden Rolle, als die Position, die Hilfe gibt, und die andere Seite hat eigentlich gar nichts zu erwidern. Das führt dazu, dass die unteren Schichten in dieser Position der unteren Schicht bleiben und entsprechend patriarchalisch behandelt werden als diejenigen, die Hilfspfänger sind und nicht in eine Reziprozitätshorizontale hineingeraten.

Das wäre eine typische Kritik, dass also die Gabe nicht nur horizontale Beziehungen stiften kann, sondern dass sie auch asymmetrische Beziehungen etablieren kann, die im Grunde die Verteilung von

Status, von Einkommen, von Einfluss in der Gesellschaft reproduziert. Und das wäre sozusagen eine Möglichkeit, wie man Horizontales oder aber auch Hierarchisches zusammendenken kann in der Gabe. Sie ist sozusagen offen in verschiedene Richtungen.

Karsten Timmer

Auch wenn Stiftungen oft für sich in Anspruch nehmen, Gesellschaft verändern zu wollen, bedeutet das also, dass in dieser Ungleichgewichtigkeit immer auch was Systemerhaltendes liegt.

Frank Adloff

Diese Asymmetrie ist zumindest angelegt, dass es also eine Institution gibt, die sich permanent das Geben auf die Fahnen geschrieben hat, die das sozusagen als institutionellen Zweck in sich trägt. Hier ist nicht vorgesehen, dass diese Seite, diese stifterische Seite, genauso gut zur Nehmerin-Seite wird und in eine Reziprozitäts-Beziehung kommt. Das kann man natürlich versuchen zu verändern in der alltäglichen Praxis, bei Förderstiftungen, in Dialogformen, hinhören, was wollen die Destinatäre und so weiter. Da passiert sicherlich viel.

Aber die Asymmetrie ist prinzipiell festgelegt, so dass die Seite des Gebens und Nehmens nicht hin und her changiert. Das wäre etwas, was wir aus dem Alltag kennen, also im Freundeskreis oder auch im zivilgesellschaftlichen Handeln, dass das Nehmen und Geben immer mal wieder wechselt, dass also die eine Seite zur Geberseite wird und die andere dann zum Nehmer und umgekehrt. Das ist ja auch das klassische Ideal, auch wieder 19. Jahrhundert, der Gedanken der Solidarität. Solidarität, so wurde es zunächst mal formuliert in der katholischen Soziallehre, aber natürlich auch in der Arbeiterbewegung, ist keine Einbahnstraße, in der die eine Seite permanent gibt, die andere immer in der nehmenden Position ist, sondern es ist prinzipiell darauf angelegt, dass diese Positionen sich abwechseln können.

Motive des Gebens, Spendens, Stiftens

Karsten Timmer

Vielleicht stellen wir die Stiftungen nochmal einen Moment zurück und bleiben kurz bei der Gabe.

Es gibt ja immer diese Diskussion um die Motive des Spendens und Stiftens. Wenn ich etwas schenke, muss ich das ganz pur altruistisch machen oder ist es okay, dass da noch andere Motive eine Rolle spielen? Wenn ich also nach dem Gottesdienst 20 Euro in den Klingelbeutel werfe, dann hat das was damit zu tun, dass ich gerne der Bahnhofsmission helfen möchte. Aber ich habe auch nichts dagegen, wenn der Pfarrer sieht, dass ich mich engagiere. Und wenn ich still noch ein gutes Wort für meine

krankte Mutter einlege, wenn ich etwas in den Klingelbeutel werfe, ist das auch okay. Das ist also typisch, dass es so ein Mischmasch von Motiven gibt, auf der individuellen Ebene.

Frank Adloff

Ganz genau. Ich finde immer ein Modell am plausibelsten, das ein französischer Kollege, Soziologe, entworfen hat. Leider haben wir hier keine Tafel, da müsste man zwei Linien anzeichnen mit jeweils zwei Polen, links und rechts und oben und unten. Dann hätte man also vier Pole.

Die eine Linie markiert die Pole Freiheit und Verpflichtung, und man kann sagen, die Gabe bewegt sich meistens so im Mittelfeld. Sie kann mal ausschlagen in die eine oder andere Richtung, mehr oder weniger intensiv. Also: Ich tue es aus freiem Stück versus ich bin stark verpflichtet. In der Regel hat die Gabe beide Komponenten. Wenn man nur auf der Freiheitseite wäre, ohne dass es einen moralischen Impuls gibt, also irgendwie eine Verpflichtungsseite, dann wäre das sehr merkwürdig, dann ist es erratisch, ohne moralische Einbettung. Wenn man es aber nur aus Verpflichtung heraus tut, also wenn man sich gezwungen fühlt, dann fehlt auch dieses Moment der Freiwilligkeit, was konstitutiv ist für die Gabe.

Die zweite Linie steht für die Pole des Interesses an sich oder anderen. Es geht einerseits um das Interesse an anderen, also das Interesse daran, dass es anderen gut geht, genuin, also ein altruistisches Interesse, versus ein Interesse an sich selbst, ein egoistisches Motiv. Und auch hier ist es untypisch, wenn es stark in die eine oder in die andere Richtung ausschlägt. Normalerweise bewegt sich das in diesem mittleren Bereich.

Die Gabe als Logik der Zivilgesellschaft

Karsten Timmer

Wenn ich es richtig verstanden habe, sagen Sie, dass die Gabe ein sinn- und gesellschaftsstiftender Akt ist, dass wir eigentlich alle auf Konvivialität angelegt sind, dass das aber überdeckt worden ist vom ökonomischen Denken, das immer rationale, eigennützige Motive unterstellt. Das finde ich sehr spannend, weil es hier schon eine Analogie zum Stiftungswesen gibt. Denn auch bei uns ist die Wirtschaft der Leitfaden, der Maßstab für gute Stiftungsarbeit.

Ich frage mich immer: Gibt es eigentlich eine eigene Logik dieses Feldes der Zivilgesellschaft oder der Stiftungen im Besonderen, die auch überdeckt worden ist von diesen doch sehr dominanten ökonomischen Denken?

Frank Adloff

Zunächst mal könnte man sagen, dass meine These in dem Buch „Politik der Gabe“ ist, dass das Geben und Nehmen etwas ist, was überall stattfindet, was also einen ganz fundamentalen Mechanismus von

Sozialität darstellt. Das, was Menschen miteinander tun, ist ein permanentes Geben und Nehmen, in verschiedenen Hinsichten. Auch ein kapitalistischer Betrieb, der stark auf Effizienz ausgelegt ist, wo es vielleicht auch einen starken Konkurrenzdruck gibt, der würde nicht auskommen ohne eine Bereitschaft zur Kooperation der Mitarbeitenden untereinander, dass man sich also gegenseitig hilft. Wenn man das nicht tut, wenn jeder und jede im Unternehmen nur permanent auf den eigenen Vorteil bedacht wäre, dann würde das Ganze nicht funktionieren, würde es zusammenbrechen. Aber auch Kooperationen zwischen Unternehmen finden statt. Das wissen wir ja. Es gibt Branchen, die wirklich starken Netzwerk-Charakter haben und nicht nur in Konkurrenz zueinander stehen. Also das ist das eine. Das findet tatsächlich immer und überall statt, mehr oder weniger ausgeprägt.

Zivilgesellschaft, so wie wir sie verstehen, hat das als Handlungslogik inne: Gabe und Erwidern. Das ist konstitutiv. Das geht ja in der Regel auch ein in unsere Zivilgesellschaftsdefinition, also ein Moment des freiwilligen Engagements und ein nicht-monetäres Interesse, also ein Interesse, das zumindest über das Monetäre hinausgeht, das zählt zur Zivilgesellschaft.

Bei der Stiftung ist es mal noch eindeutiger, dass das Geben im Vordergrund steht. Ein permanentes Geben, ein ewiges Geben im Idealfall, nur halt mit diesem Unterschied, den ich gerade versucht habe herauszuarbeiten, dass dieses Geben nicht unbedingt auf Gleichheit und Reziprozität abzielt. Das ist etwas Merkwürdiges. Jetzt könnte man sagen, die Stiftung ist der Idealtyp der Gabe, weil tatsächlich immer gegeben wird, auch unilateral. Aber wenn man die Reziprozität stärker macht, dann könnte man sagen, nein, das ist gerade gar nicht das, worauf die Gabe abzielt. Es ist fast wie eine Vereinseitigung des Lebens und damit irgendwie auch ein Fremdkörper in der Zivilgesellschaft. Das ist, glaube ich, nicht so einfach zu definieren. Ein Unterschied steht bestimmt zu anderen zivilgesellschaftlichen Institutionen.

Karsten Timmer

Sie grenzen die Gabe von anderen Tauschbeziehungen ab: der Tausch ist die Logik in der Wirtschaft; der Zwang ist die Tauschlogik im Staat mit der Steuer; und die Gabe ist die Logik der Zivilgesellschaft. Wenn ich mir das jetzt angucke, frage ich mich: Wo hört die Gabe auf und wo fängt der Tausch an? Wenn bei einer Gabe, eben wie Sie sagten, ungewiss bleibt, was zurückkommt und wann es zurückkommt, was ist dann, wenn Stiftungen sehr genaue Vorgaben machen und ganz bestimmte Ergebnisse vorgeben und erwarten, wenn Stiftungen Aufträge vergeben und Studien oder Kampagnen machen? Verlässt man dann diesen Bereich der Gabe?

Frank Adloff

Von der Tendenz her würde ich sagen ja. Also Sie haben es ja gerade schon angedeutet. Mein Kriterium der Unterscheidung zwischen Gabe und Tausch ist, dass beim Tausch derjenige, der etwas abgibt, relativ genau wissen will, was er oder sie dafür bekommen will. Also es wird vorher festgelegt: Sie haben etwas, was ich möchte, und ich habe etwas, was Sie möchten, und dann tauschen wir, indem wir vorher definieren, dass die Dinge hin und her fließen, sofort oder mit Verzögerung. Ich gebe Ihnen das

erst und in drei Wochen geben Sie das andere Gut, was ich gerne haben möchte, aber es ist von beiden Seiten festgelegt.

Und das ist der Unterschied zur Gabe: wenn ich etwas gebe, weiß ich nicht, ob Sie es annehmen. Und wenn Sie es annehmen, weiß ich nicht, ob Sie etwas erwidern werden. Und wenn Sie etwas erwidern, liegt es an Ihnen, was es ist und wann. Sie können es festlegen. Beim Tausch lege ich als Tauschender selber fest: Was möchte ich denn im Gegenzug dafür haben? Das wäre bei der Gabe nicht der Fall.

Wenn Stiftungen also relativ genaue Vorgaben machen - es muss mit dem, was wir gegeben haben, dieses und jenes passieren, und wir haben ganz konkrete Erwartungen - dann ist es eine Tendenz in Richtung Tausch. Das Ganze kann kippen, wenn nicht mehr die Ungewissheit im Vordergrund steht, was die Seite, die etwas angenommen hat, mit dem tut, was gegeben wurde. Die Ungewissheit ist das, was die Gabe hauptsächlich vom Tausch unterscheidet, und das öffnet Spielräume. Die Ungewissheit schafft dann Möglichkeiten für Kreativität und von neuen Formen von Verbindungen, die beim Tausch so nicht vorgesehen sind.

Die neokoloniale Seite von Stiftungen

Karsten Timmer

Jetzt biegen wir ja schon auf das Thema Stiftung ein, dann lassen Sie uns das doch tatsächlich in den Fokus rücken. Sie sind letzten November, in der Stiftungswelt aufgefallen mit einem Beitrag in der ZEIT, in dem Sie Stiftungen eine neokoloniale Seite attestiert haben. Was meinen Sie damit?

Frank Adloff

Nun, das Zitat ist herausgegriffen aus dem Interview. Die Redakteurin hat das dann zum Titel des ganzen Gesprächs gemacht. Dabei ging es in dieser Passage hauptsächlich um die großen Stiftungen, auch große amerikanische Stiftungen, Gates Foundation und so weiter, und ihr Engagement im globalen Süden. In dem Kontext komme ich darauf zu sprechen, dass hier immer wieder auch Kritik geäußert wird, dass etwas, was ich gerade schon beschrieben habe, hier ganz stark ausgeprägt ist, nämlich eine gewisse Einseitigkeit, dass also eine große Stiftung sich nicht in Netzwerke hinein begibt, sich nicht horizontal aufstellt, um erstmal herauszufinden, was die andere Seite beitragen kann oder was sie will. Stattdessen gehen diese großen Stiftungen mit ganz eigenen Vorstellungen, wie Probleme zu lösen sind, in einen Kontext hinein.

Ein Stichwort, das in diesem Kontext in den letzten Jahren immer mal wieder gefallen ist, ist das Syndrom von White Saviorism, so wird es genannt. Also die weißen Retter, die sozusagen auftreten wie zur Kolonialzeit, auch jetzt in postkolonialen Zeiten, die in Situationen hineinkommen mit einer Form von Wissen, das als überlegend dargestellt wird. Die Lösungen werden präsentiert und müssen so umgesetzt werden, wie die Stiftung das konzipiert hat.

Diese neokoloniale Seite tauchte auch in dem Interview auf und wurde dann zum Titel gemacht. Es geht darum, dass es hier weiterhin ein bestimmtes Gefälle gibt von Ressourcen, aber auch von Wissensformen zwischen dem globalen Norden und dem globalen Süden. Stiftungen sind natürlich nicht die einzigen Institutionen, die sich so verhalten. Auch die Entwicklungszusammenarbeit hat teilweise auch noch diesen Touch und hier gibt es einige Diskussionen diese Frage. Ja, vielleicht so viel erstmal.

„Billionaire philanthropy“

Karsten Timmer

Ein Punkt, den ich in dem Interview spannend finde, ist die Frage: was qualifiziert eigentlich einen Elon Musk, der sicherlich ein wahnsinnig erfolgreicher Investor ist, zum Stifter? Macht den der unternehmerische Erfolg automatisch auch zum prädestinierten Weltretter und Philanthropen? Wahrscheinlich hat er sich mit dem Stiftungswesen noch nicht intensiv beschäftigt, er ist bekannt für seine Alleingänge und hat eine große Distanz zum Staat sowie eine politische Agenda.

Es ist ja interessant, dass es immer wieder Menschen gibt, die im unternehmerischen Umfeld Erfolg gehabt haben und für sich in Anspruch nehmen, dann eben auch schnell mal die Welt retten zu können.

Frank Adloff

Ganz genau. Das ist etwas, was relativ typisch ist. Bei manchen setzt der Gedanke schon früher ein, bei manchen erst später im Alter: ich war unternehmerisch erfolgreich und was kommt jetzt noch? Diese Idee, dass man zu denjenigen gehört, die sozusagen relativ weit oben stehen im wirtschaftlichen Erfolg, und das zu übertragen auf die Vorstellung, jetzt könnte ich doch auch noch anderen Gutes tun. Das ist ganz typisch für viele Stifter und Stifterinnen, dieses eine Feld der wirtschaftlichen Logik zu verlassen und in das nächste Feld der Philanthropie überzutreten und auch hier dann entsprechend auf Erfolg abzuzielen.

Und nicht selten werden dann die Alleingänge, die vielleicht den Unternehmer, den Investor erfolgreich gemacht haben, übertragen auf die Stiftungswelt, auf das philanthropische Handeln, und man lässt sich relativ wenig ein auf das, was schon vorhanden ist an Kenntnissen, an Praktiken, die gestärkt werden können. Man versucht wieder individuell den eigenen Weg zu schaffen und nicht so sehr in Kooperation unterwegs zu sein. Das hat natürlich auch mit der Originalität zu tun, die man sich wünscht. Also einen originären Weg zu gehen, etwas Einmaliges zu tun, sich zu unterscheiden. Wer einfach sein Geld hineingibt in die Vielzahl von Projekten, die es schon gibt, sticht nicht mehr heraus, sozusagen als genialer Weltretter.

Karsten Timmer

Dieser Punkt nimmt ja genau die Diskussion auf, die wir vorhin hatten, also die fehlende Anerkennung einer gewissen Eigenlogik und Eigengesetzlichkeit des philanthropischen Sektors und die unhinterfragte Übertragung von Denkweisen, die man eher aus wirtschaftlichen Kontexten kennt. Besonders fällt mir das auf bei Stiftern, die aus der Silicon Valley Tech-Welle kommen und immer schon eine Lösung parat haben. Denn wenn ich groß geworden bin mit technischen Anwendungen, dann werde ich irgendwann davon überzeugt sein, dass jedes Problem auch technisch lösbar ist. Viele von uns Stiftungsmenschen, die zum Beispiel an Bildungsthemen arbeiten, setzen sehr stark auf einen menschlichen Faktor; also mehr Mentoring, mehr Betreuung, mehr qualifizierte Lehrkräfte. Der Tech-Stifter würde eben eher auf die neue coole Bildungs-App setzen. Also: wenn ich den Hammer schon in der Hand halte, sieht irgendwann alles wie ein Nagel aus.

Frank Adloff

Genau. Ich wollte etwas Ähnliches sagen mit dem Nagel und dem Hammer. Ja, das ist das Problem: Je nachdem, aus welchem Bereich man kommt, betrachtet man alles durch diese Brille und hat die Lösung schon parat. Das ist natürlich eine Form von Selbstüberschätzung, man könnte auch sagen, eine Form von Hybris. Es ist eine Maßlosigkeit und eine Selbstüberschätzung, tatsächlich zu glauben: Ich habe eine bestimmte Idee und ich habe monetäre Ressourcen, und es wird sich schon alles zum Besseren wenden. Meistens führt es dann zum Gegenteil. Das ist vielleicht auch etwas, was unserer Gesellschaftsform relativ stark eingeschrieben ist; dass diese Form von Individualismus und aber auch diese Form von Selbstüberschätzung, die Richtung Hybris geht, auch prämiert wird. Siehe Elon Musk. Ich glaube, da würden viele zustimmen, dass er viele Fähigkeiten hat, aber mit Sicherheit unter Hybris leidet. Leidet in Führungszeichen. Ich weiß nicht, ob er leidet. Das wird systematisch hervorgebracht in unserer Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung.

„gute“ Stifter – „böse“ Stifter ?

Karsten Timmer

Ich frage mich: Wie grenzen wir den „guten“ gegen den „bösen“ Stifter ab? Also Elon Musk, Jeff Bezos, glaube ich, würden beide unter diese Kategorie der Hybris fallen. Aber das gilt ja nicht für alle Stifterinnen und Stifter. Ist das vor allem eine Frage der Größe? Ist also jemand, der bei der Bürgerstiftung vor Ort einen kleinen Stiftungsfonds einrichtet, per se von diesen Tendenzen befreit? Oder kann der genauso übergriffig und neokolonial auftreten, auch wenn er deutlich weniger Geld zur Verfügung hat als Herr Musk?

Frank Adloff

Also ich würde denken, dass diese beiden Kriterien stärker ausbuchstabiert gehören und dass man da Maßstäbe entwickeln kann zwischen, wenn man so will, „gutem“ und „schlechtem“ Stiften. Die Größe hat sicherlich einen Einfluss. Jetzt bin ich mit dem Thema nicht mehr so intensiv in der Forschung

beschäftigt, aber mein Eindruck während der Recherchen zu meiner Habil war: Je größer Stiftungen sind, umso weniger gibt es per se einen Bedarf zur Kooperation, weil sie die Ressourcen haben, vieles erst mal alleine tun zu können. Darin kann eine Stärke liegen, tatsächlich etwas Neues zu beginnen und etwas Interessantes zu tun und Risiken einzugehen. Aber darin liegt auch das Problem, dass man weniger auf Kooperation angewiesen ist.

Wenn man das viel zitierte Beispiel der Weltgesundheitsorganisation nimmt, die stark abhängig ist von den Zuwendungen der Gates Foundation, dann sieht man, dass hier tatsächlich ein Problem der Größe besteht. Wenn es also viele kleinere Geldgeber gäbe, dann würde so eine Monopolbildung - wenn man diesen Gedanken aus dem Wirtschaftsleben übertragen möchte - nicht stattfinden. Genau wie im liberalen Denken, müsste man hier im Grunde überlegen, inwieweit Monopole problematisch sein können. Auch zu große Stiftungen können problematisch sein.

Das andere ist aber die Frage der Arbeit. Wie wird die Arbeit der Stiftung im Konkreten umgesetzt oder mit welcher Geisteshaltung gehen diejenigen, die in der Stiftung tätig sind, an die Arbeit heran? Inwieweit binden sie sich ein im Netzwerk? Inwieweit lassen sie sich auf Kooperationen ein? Hören sie und schauen, welche Lösungen schon bestehen? Hier könnte man auch überlegen, inwieweit es sozusagen eine Range gibt von den Stiftungen, die sehr genau wissen, was das Richtige ist und wie die Lösung aussieht, bis hin zu anderen Stiftungen, die Neues ausprobieren. Zum Beispiel die Bewegungsstiftung, die sagt, dass die Destinatäre mitbestimmen sollen über die Ausrichtung der Stiftungsarbeit. Das wäre ja ein völlig konträres Modell, wo man versucht, Gedanken der demokratischen Mitbestimmung in den Stiftungsbereich zu tragen.

Geld, Macht und Ungleichheit

Frank Adloff

Der Elefant im Raum, der nie ausgesprochen wird, ist etwas anderes, das ab und an mal auftaucht in der Geschichte des politischen Denkens. In dieser vielfältigen Krisen-Konstellation, in denen wir uns gerade befinden, besteht eine Krise in dem Wachstum der sozialen Ungleichheit, dass also Vermögensungleichheiten in den letzten Jahrzehnten enorm zugenommen haben. Eine Frage, die im Hintergrund ist, ist ja, wie können eine Stiftung überhaupt entstehen? Wie kann es zu so großen Stiftungen kommen? Wie kann es sein, dass Personen ein so riesiges Vermögen anhäufen können?

Das ist die Frage nach der Legitimität von großen Vermögen insgesamt. Die großen amerikanischen Stiftungen können nur existieren, weil es möglich war, in dieser Gesellschafts- und Wirtschaftsordnung so viel Vermögen anzusammeln. Das wäre nicht möglich, wenn ab einer gewissen Größe Steuersätze greifen, die ein Anwachsen des Vermögens nicht mehr erlauben. Eine Idee, die manchmal diskutiert wird, ist: Warum sollte es nur ein Grundeinkommen geben? Warum sollte es nicht auch ein Höchst-Einkommen geben oder ein Höchstvermögen?

Dann würde möglich machen, zu diskutieren, wie es denn überhaupt sein kann, dass Stiftungen so groß sind, dass so große Vermögen existieren? Ist das legitim oder ist das nicht etwas, was eine Gesellschaft gar nicht wollen sollte aus bestimmten Gründen? Weil natürlich eine große Stiftung ein Indiz dafür ist, dass extreme Vermögensungleichheiten überhaupt bestehen. Diese Stiftung wird in der Regel auch hinterher keine Umverteilung bewirken oder zum Ziel haben. Also wird das absolut perpetuiert. Große Vermögensungleichheiten sind also Ursache und dann häufig sogar auch die Wirkung von großen Stiftungen. Von daher hängt an der Größe doch so einiges und auch etwas sehr, sehr Substantielles, nämlich: Wie kann es sein, dass Individuen zu solchen Vermögen kommen dürfen? Wieso lässt eine Gesellschaft das zu und könnte das nicht ganz anders aussehen? Müsste das nicht angesichts der Entwicklung der letzten Jahrzehnte auch ganz anders aussehen?

Karsten Timmer

Ich finde es sehr interessant, dass genau diese Diskussion in den USA sehr, sehr intensiv geführt wird, gerade anhand der Beispiele Gates, Musk, Bezos, Zuckerberg. In Deutschland höre ich das jetzt hier eigentlich zum ersten Mal so in der Form. Warum wird diese Debatte eigentlich in Deutschland nicht intensiver geführt? Und wie würden Sie sich positionieren, wenn Sie fragen, ob es wünschenswert ist, dass so riesige Vermögen entstehen?

Frank Adloff

Na ja, erstens gibt es mehr Stiftungsforschung in den USA, das ist bekannt. Es gibt größere Forschungsinstitutionen, Institute, die sich mit solchen Fragen befassen und die Stiftungen, die dort existieren, sind entsprechend größer und einflussreicher. Aber es gibt auch insgesamt eine Diskussion darüber, in welcher Krisensituation sich die amerikanische Demokratie befindet. Einer der profiliertesten Kritiker des Stiftungswesen, der Politikwissenschaftler Rob Reich, spricht tatsächlich von der Plutokratie in den USA, also dass im Grunde die Demokratie mehr und mehr ausgehebelt wird und Vermögende einen enormen Einfluss auf die politischen Entscheidungen haben. Insofern sind die Stiftungen ein Ausdruck dieser plutokratischen Tendenzen, aber nicht der einzige. Es gibt natürlich Wahlkampfspenden, viel Lobbyismus, Einfluss Vermögender auf die Ausrichtung von Politik; all das ist beobachtet und konstatiert worden in den USA und entsprechend sind die Stiftungen auch in die Kritik geraten.

Diese Diskussion wird in Deutschland so im Grunde kaum geführt. Natürlich ist das politische System in der Bundesrepublik ein anderes. Kann man nicht von dieser Art von direktem Einfluss sprechen, beispielsweise über Wahlkampfspenden an die Parteien, so wie in den USA. Andere Tendenzen sind auch nicht so auf diese Plutokratie ausgerichtet. Von daher ist das hier sozusagen nicht so stark entwickelt.

Aber es gibt vielleicht auch immer noch diese Art von Selbsttäuschung, die gibt es schon seit Jahrzehnten in der Bundesrepublik, dass irgendwie alle glauben, man ist eine Mittelstandsgesellschaft und irgendwie alle zählen sich zur Mittelschicht. Selbst diejenigen, die wirklich nicht nur zu den

obersten 10%, sondern zu dem obersten 1% an Einkommen oder Vermögen zählen, würden trotzdem glauben, sie sind ein maßgeblicher Teil, eine Säule der Mittelschicht. Hier gibt es sozusagen im Verständnis und auch in dem Wissen über die Verteilung von Ressourcen große Unkenntnisse und so eine Art Schleier, der über allem liegt und verhindert, dass diese großen Fragen von sozialer Ungleichheit direkter thematisiert werden.

Karsten Timmer

Ich muss gerade schmunzeln, weil mich ihre Bemerkung an etwas erinnert. Ich habe für die Bertelsmann Stiftung vor vielen, vielen Jahren eine Stifterstudie erstellt und in dem Kontext auch viele Interviews mit Stifter und Stifterinnen geführt, darunter eins mit einem Herrn, der damals, glaube ich, auf Rang zehn, elf oder zwölf der Deutschen Forbes-Liste stand. Und der sagte irgendwann: Na ja, die Leute, die richtig reich sind - also die Plätze 1 bis 9 - die können wirklich was bewegen. Aber er sei halt letzten Endes nur so ein kleiner Fisch. Diese Anekdote fiel mir gerade ein und ich finde sie sehr kennzeichnend für das, was Sie sagen.

Im Chat kommt die Frage, wie man die Spenden von MacKenzie Scott bewerten würde. Das führt mich noch mal zurück zu der Frage: Was ist eigentlich der gute Stifter? Frau Scott ist die mit Abstand größte Spenderin der letzten Jahre, die 15 Milliarden Dollar gespendet hat, aber eben auf eine sehr, faire und offene Art und Weise – sie ja auch so ein bisschen die Säulenheilige dieses Calls. An ihrem Beispiel sieht man, finde ich, dass es nicht nur eine Frage der Größe ist. Zusätzlich spielt die Haltung, mit der man das Stiften angeht, auf jeden Fall eine große Rolle.

Also von da aus könnte man wieder eine Matrix aufmachen. Die Einordnung hat etwas mit der Größe zu tun, aber man kann auch mit sehr viel Geld sehr verantwortungsvoll umgehen.

Frank Adloff

Genau deshalb habe ich ja auch zugestimmt, dass man diese Dimensionen zusammendenken muss. Die Größe ist das eine und das andere ist die Haltung. Und wie kann eigentlich verantwortungsvoll gegeben, gestiftet, gespendet werden? Wenn man hier Kriterien entwickeln wollte, dann müsste man diese beiden Dimensionen betrachten. Die Haltung, also wie man hineingibt in die Gesellschaft, kann die Größe, wettmachen. Die Probleme der strukturellen Größe können dann sozusagen kompensiert werden, so würde ich das deuten. Was aber nicht dazu führt, dass die angelegten möglichen Schwierigkeiten von Größe, damit überwunden werden. Es ist immer schwierig, wenn man auf die Haltung von Individuen setzen muss. Besser ist es, man hat institutionelle Regelungen. Man vertraut besser den Institutionen als den einzelnen Individuen, würde ich als Soziologe immer sagen.

Wie geht Stiften bessern?

Karsten Timmer

Dem Kontext habe ich noch eine Frage für Sie aus dem Chat. Was kann man gegen die Machtverschiebung aus der Ökonomie in den sozialen Sektor tun? Wie kann man gegensteuern? Wie geht Stiften besser?

Frank Adloff

Man muss erst mal die die Macht des ökonomischen Denkens brechen. Die erleben wir ja immer noch tatsächlich in dem Sinne - jetzt noch mal ein weiteres Schlagwort - vom Neoliberalismus, der ist noch nicht überwunden. Es ist nach wie vor so, dass neoliberales wirtschaftliches Denken, demzufolge Prinzipien der Ökonomie nicht nur in der Ökonomie gelten sollen, sondern dass ganze Gesellschaften nach diesen Prinzipien geleitet und geframed werden, noch nicht gebrochen ist.

Daher gilt es, sich dem entgegenzustellen und zu sagen: ökonomisches Denken ist nicht die Lösung aller Probleme. Es hat eine gewisse Berechtigung, Märkten zu vertrauen, auf Effizienz und Effektivität zu setzen im ökonomischen Sinne, aber es gibt eben verschiedene Handlungslogiken und die andere muss gestärkt werden. Das kann in der Schule anfangen. Wir wissen das jetzt. Es gibt einige Forschungen aus dem Bildungsbereich, die zeigt, wie in Fächern, wie Gesellschaftkunde das Ökonomische hat total überhandgenommen hat. Es wird mehr und mehr präsent in den Lehrbüchern.

Und dann gilt es natürlich im wissenschaftlichen Bereich selbst einiges zu ändern, also auch in der Forschung und Lehre. Das ist die ganze Diskussion um orthodoxe und heterodoxe Ökonomie. Da sehen wir natürlich auch, dass jetzt endlich beginnt, dass auch an Universitäten in der Volkswirtschaft heterodox sozusagen auch andere Ansätze gelehrt werden, dass die ganze Breite an ökonomischem Denken gelehrt wird und auch das gilt es zu stärken. Also dass nicht ein Mainstream, der so stark in den letzten Jahrzehnten war, die ganze Lehre und die ganze Forschung dominiert. Ich glaube, man könnte 10, 20 weitere Beispiele aufzählen, an welchen Stellen man für eine Pluralität des Ökonomischen und eine Pluralität des Denkens insgesamt eintreten müsste.

Demokratisierung von Stiftungen

Karsten Timmer

Jetzt hat das ganze Thema auch viel mit Macht zu tun, gerade bei Stiftungen. Sie hatten es ja vorhin schon einleitend gesagt, es gibt diese Asymmetrie im Geben, die die Stiftungen letzten Endes auch perpetuieren, weil sie immer die sind, die geben und auf den ersten Blick wenig zurückbekommen.

Was können Stiftungen denn tun, um aus dieser Logik herauszukommen? Ich meine, das Machtungleichgewicht ist ja da. Ich mag daher auch die Rede von der gleichen Augenhöhe, die Stiftungen gerne zitieren, inzwischen nicht mehr, weil ich das letzten Endes für Augenwischerei halte. Denn die einen bestimmen eben über das Geld, das die anderen brauchen. Da ist ein Ungleichgewicht drin, das bekommt man nicht weg, zumindest nicht, wenn man nicht so weit geht, wie die Stiftung, die Lea Buck eben im Chat erwähnt hat. Es gibt in England jetzt einen Fall, die Lankelly Chase Foundation, die ihre Selbstauflösung beschlossen hat und das macht, indem sie ihr Vermögen den Förderpartnern überträgt, damit die damit langfristig arbeiten können. Also das ist doch schon reichlich radikal, finde ich. Also mit was für Ansätzen kommt man da raus?

Frank Adloff

Ich glaube, ein sich selbst aufzehrendes Vermögen wäre tatsächlich ein Weg. Das können ja durchaus längere Zeiträume sein, 80, 90 Jahre oder so etwas, so dass am Ende das Vermögen aufgebraucht ist - was irgendwie mit dem Gedanken der Stiftung kollidiert. Aber wenn man mal ehrlich ist, wenn man sich die Blütezeit des Stiftungswesen, also im Mittelalter, anschaut, dann ist das vor allem stark religiöses Phänomen gewesen, es geht die Memoria, also im Grunde das Beten für das Seelenheil des Stifters. Diese Gedanken, warum sozusagen die Ewigkeit in die Stiftung eingeschrieben sein soll, das ist heute nicht mehr gegeben. Wenn wir das radikaler durchdenken, dann muss der Ewigkeitscharakter der Stiftung auch nicht erhalten bleiben. Auch diese Kritik ist alt. Die Aufklärer hatten genau diese Kritik, ich glaube bei Kant und Diderot und so weiter findet man das. Das ist die Kritik an der kalten Hand, also die kalte Hand aus dem Grab, die über etwas in der Gegenwart unter den Lebenden bestimmt und das in alle Ewigkeit. Von daher ist dieser Gedanke, dass Stiftungen nicht für die Ewigkeit sein sollten, radikal, aber immer mal wieder geäußert worden, und ich glaube, den muss man jetzt nochmal ernst nehmen.

Das andere ist, dass man als Stiftung gute Verfahren braucht: das Zuhören und die Kooperation und den Netzwerk-Charakter und sich einzubringen in Netzwerke, auch mit anderen Stiftungen, mit anderen zivilgesellschaftlichen Initiativen. Dann mag man vielleicht ein bisschen Verlust an Alleinstellungsmerkmalen haben, aber damit muss man dann leben. Also, dass man nicht mehr die Stiftung ist, die den einen Ansatz und das eine Thema in die Öffentlichkeit hineinbringen will, sondern man ist sozusagen Teil von Netzwerken. Und das Beispiel der Bewegungsstiftung, das ich gerade schon erwähnte, ist auch bemerkenswert, also zu überlegen, inwieweit diejenigen, um die es geht, auch darüber bestimmen sollten, wie das Geld ausgegeben wird.

Also ich glaube, eine Reform müsste schon so etwas wie eine Demokratisierung in einem weiteren Sinne bringen, was auch immer das im Einzelnen heißt, das muss man auch ausprobieren. Der Einwand dagegen ist immer: „Ja, ist denn der Eigensinn der Stiftung nicht auch entscheidend für die Kreativität?“ Demokratie heißt ja nur, dass das gemacht wird, was alle wollen, was die Mehrheit will. Nein, müsste es nicht irgendwie innovativer zu gehen?

Wir hatten in unserem Vorgespräch kurz darüber gesprochen, inwieweit es an Stiftungsforschung fehlt. Meine These wäre jetzt – das ist aber empirisch etwas ungedeckt – dass der Innovationsgedanke auch ein Mythos ist. So innovativ sind die meisten Stiftungen nicht. Und woher soll es denn auch kommen? Es sind ja auch einfach nur Stifter, die vorher etwas anderes getan haben, oder es sind im Management, im Leitungsbereich, Leute, die dieses und jenes vorher studiert haben. Vielleicht ist dieser Eigensinn und Innovationsgedanke überschätzt und vielleicht würde das wirklich Notwendige, was zu tun ist, auch entstehen können und besser entstehen können, wenn man sich stärker in die Vernetzung und dann wirklich auf Augenhöhe mit den Destinatären begibt.

Karsten Timmer

Nun habe ich viel mit vermögenden Stiftenden zu tun und würde sagen, dass nicht alle offen wären für die Idee, sich solchen Zwängen zu unterwerfen. Das ist ja ein großes Argument gegen genau solche Ansätze, zu sagen, damit würde man das Stiften so unattraktiv machen, dass es dann auch keiner mehr tun würde, wenn man sich da unterwerfen muss.

Sozial- und Ökologiepflichtigkeit von Eigentum

Frank Adloff

Genau das hat aber auch wieder mit etwas zu tun, was unserer modernen Gesellschaftsordnung zutiefst eingeschrieben ist. Unsere Vorstellung von Freiheit ist erstens sehr stark gebunden an die individuelle Freiheit, aber sie auch ist gekoppelt – ich will nur mal die frühen Denker der politischen Theorie aufrufen, John Locke, Thomas Hobbes – sie ist gekoppelt an die Vorstellung von Eigentum. Freiheit gleich Eigentum, Eigentum gleich Freiheit. Das ist zutiefst eingeschrieben und dieses Denken hat uns jetzt in diese Krise gebracht. Das ist, glaube ich, auch etwas, was deutlicher herausgearbeitet werden muss.

Wenn wir uns die ökologische Krise angucken, ob es die Biodiversität oder der Klimawandel ist, das sind Dinge, die mit dem Kapitalismus und der Eigentumsordnung zu tun haben, die diese Krise ganz maßgeblich hervorgebracht haben, und die sozialen Ungleichheiten auf der anderen Seite ebenso. Von daher ist die Eigentumsordnung, in der das Individuum über Eigentum frei verfügen kann und durch die Externalisierung von Problemen auch so viel Schaden anrichten kann, der Grund, warum die kapitalistische Ökonomie so viel Schäden hervorgebracht hat. Weil sie Probleme externalisieren kann. Und das beruht auf der Form von Eigentum, wie wir sie kennen.

Die Stiftung ist natürlich auch zutiefst in diese Eigentums- und Freiheitslogik eingeschrieben. Natürlich haben dann auch Stifter und Stifterinnen diese Vorstellung von Individualität, von verfügen über das, was erwirtschaftet wurde. Dann glaubt man auch, darüber möchte man oder sollte man frei bestimmen können; das geht die anderen nichts an. Eigentum ist immer ein Zaun etwas ziehen können

und sagen: „Ihr bleibt draußen, das geht euch nichts an. Was ich hier innerhalb dieses Zauns mache, das ist meine Sache.“

Aber ist nur eine Variante. Wenn man in die Geschichte und in die verschiedensten Kulturen der Welt guckt, ist das eine Variante, wie man mit Besitz, wie man mit Gütern umgehen kann. Und meine Prognose ist, das wird uns sehr, sehr stark beschäftigen, angesichts dieser vielfältigen Krisen. Hier wird es neue Experimente brauchen. Ich will jetzt nicht, dass jetzt jemand denkt, ich möchte hier für den Staatssozialismus plädieren. Nein, da gibt es, glaube ich, eine Vielzahl von Möglichkeiten, wie Eigentum auch anders aussehen kann, also wie es verantwortungsvoller genutzt wird. Es geht in diesen Debatten um die ökologische Frage ja auch darum, inwieweit es beispielsweise so etwas wie ein ökologisches Gemeinwohl geben könnte, also dass es neben der Sozialpflichtigkeit des Eigentums vielleicht eine Ökologiepflichtigkeit geben könnte, dass es Rechte für die Natur gibt und so weiter.

Hier sind auch juristisch sehr viele Diskussionen im Gange, die sehr wichtig sind. Und ich glaube, diese Debatte ist absolut in einem normativen Sinne zu führen. Hat man wirklich das Recht, erstens so große Vermögen zu erwirtschaften? Steht das einem zu? Und zweitens: hat man dann auch das Recht, damit machen zu dürfen, was man möchte? Ich glaube, jetzt stehen wir ganz am Anfang, solche großen fundamentalen Fragen nochmal neu zu stellen.

Zukünfte der Nachhaltigkeit

Karsten Timmer

Jetzt biegen wir schon auf das letzte Thema ein, das wir uns für heute vorgenommen hatten. Sie sind Sprecher eines DFG Forschungskolleges mit dem tollen Titel „Zukünfte der Nachhaltigkeit“. Das ist natürlich auch für Stiftungen ein großes Thema, der ganze letzte Stiftungstag kreiste um dieses Thema. Aber ich würde sagen, wir haben ein eher alltagstaugliches Verständnis von Nachhaltigkeit und das würde ich auch für mich geltend machen. Also im Sinne von Ressourcen verantwortungsvoll einsetzen. Ich glaube, das bedeutet für die meisten Stiftungen Nachhaltigkeit. Aber Ihr Bogen spannt sich ja deutlich weiter. Und warum sind es Zukünfte im Plural?

Frank Adloff

Ja, Zukunft im Plural, weil unsere Ausgangshypothese war, dass hinter diesem Begriff der Nachhaltigkeit, der in aller Munde ist und sich weltweit auch durchgesetzt hat, dass sich dahinter ganz unterschiedliche Vorstellungen von Zukunft verbergen. Und da unterscheiden wir zwischen drei größeren Entwicklungspfaden, was Nachhaltigkeit sein könnte. Das eine ist Modernisierung, das zweite nennen wir Transformation, das dritte Kontrolle. Ganz kurz vielleicht jeweils ein Satz dazu.

Modernisierung ist der übliche Mainstream-Pfad, dass wir auf ökologische Modernisierung in den meisten Gesellschaften setzen, dass tatsächlich Marktinstrumente greifen sollen, dass man auf

technologische Innovationen setzt, dass beispielsweise das Marktinstrument des CO₂-Preises eingeführt wird, dass man auf effizientere Technologien setzt, dass man Solarenergie ausbauen kann, dass vielleicht auch die Abspeicherung, also das Herausziehen von CO₂ und das Abspeichern von CO₂ aus der Atmosphäre möglich ist. Das ist das, was man ökologische Modernisierung nennen kann. Grünes Wachstum wäre das Stichwort. Das ist das, was die meisten Regierungen, Unternehmen und Verbände propagieren.

Daneben steht eine Kritik, die von hauptsächlich zivilgesellschaftlichen Organisationen und Initiativen formuliert wird an dieser Modernisierung, die dann da lautet, dass eigentlich Modernisierung so in einem ökologischen Sinne nicht klappen wird, dass tatsächlich Ökonomie und Gesellschaft komplett umgebaut werden müsste, hin zu einer sozialökologischen Transformation. Am prominentesten ist da etwas, was vor 20 Jahren noch niemand so richtig diskutiert hat, vor zehn Jahren kaum jemand, aber was sich jetzt durchaus mehr und mehr verbreitet. Das ist die Vorstellung, dass wir vielleicht lernen müssten, in einer Postwachstumsökonomie zu leben. Wenn kapitalistische Ökonomien auf Wachstum ausgerichtet sind, wäre diese De-Growth Bewegung beispielsweise so etwas, was typisch wäre für den Transformationspfad, dass hier also ein radikalerer Umbau von Ökonomie und Gesellschaft notwendig ist.

Und das dritte ist, dass wir beobachten, dass wir es natürlich nicht erst in der Zukunft mit ökologischen Krisen und Katastrophen zu tun haben, sondern dass die jetzt schon mitten unter uns sind. Das wird dazu führen, so unsere These, dass es Kontrollmaßnahmen geben wird, oder dass die auch immer gewichtiger werden könnten. Dass beispielsweise angesichts von drohenden Migrationsbewegungen durch Dürren, durch Unwetter, durch Katastrophen in den Ländern des globalen Südens die Mauern in Europa und in den USA höher gezogen werden, dass man diese Art von Kontrolle einsetzt. Es gibt aber auch beispielsweise Vorstellungen, das Klima irgendwie gestalten, regieren zu können. Geo-Engineering ist beispielsweise so eine Vorstellung, auch in einem großskaligen Bereich nicht nur etwas CO₂ aus der Luft zu ziehen, sondern beispielsweise durch das Ausbringen von Schwefel-Aerosolen, so einen Schleier, eine Dunstglocke um die Erde zu legen, um die Sonneneinstrahlung zu verringern und so weiter. Also auch hier solche Vorstellungen von Kontrolle, Kontrolle über Gesellschaft oder Kontrolle über das Erdsystem.

Das sind die drei Unterscheidungen, mit denen wir arbeiten. Und wichtig ist halt zu sehen, dass Modernisierung tatsächlich ein Pfad ist, der bisher in keiner Weise geklappt hat. Das ist zu konstatieren. Wir sind an einem Punkt angelangt, was die ökologischen Krisen betrifft, dass man von Nachhaltigkeit als Ziel schon nicht sprechen kann, weil das suggeriert, dass das noch möglich wäre, noch vor uns läge. Aber wir haben es mittlerweile schon mit so viel Obligationen und Lasten ökologischer Art zu tun, die schon vorliegen und die auch zukünftig noch weiter wachsen werden. Der CO₂-Gehalt in der Atmosphäre wird weiter steigen, egal was wir jetzt in den nächsten zehn Jahren tun. Wir werden das 1,5 Grad Ziel nicht beibehalten können und das Zwei Grad Ziel ist äußerst fragwürdig und so weiter.

Von daher ist dieses Thema mit den Zukünftigen der Nachhaltigkeit etwas, von dem ich sage, das ist wirklich das Thema für die kommenden Jahrzehnte, Jahrhunderte oder vielleicht Jahrtausende. Also

von daher eigentlich ein Stiftungsthema, wenn wir von der Ewigkeit her denken. Es braucht Institutionen, die diesen langen Atem haben und diese Zeitperspektiven überhaupt auch denken können. Es geht jetzt nicht nur um die nächsten zehn oder auch nur 30, 40 Jahre.

Stiftungen als Transformationstreiber

Karsten Timmer

Modernisierung wäre ein Pfad, den ich stark in der Wirtschaft verorten würde. Kontrolle ist ein Pfad, den dem Staat zuordnen würde. Transformation, sagen Sie, ist das Projekt der zivilgesellschaftlichen Akteure. Das finde ich sehr interessant. Vor 20 Jahren waren die sozialen Bewegungen noch das Projekt, das Transformation hervorbringt. Jetzt kommt Zivilgesellschaft bei Ihnen wieder sehr, sehr gut weg.

Was heißt das denn für den Sektor und was heißt das insbesondere für Stiftungen? Welche Rolle hätten Stiftungen, um den Entwicklungspfad der Transformation zur Nachhaltigkeit stärker zu unterstützen?

Frank Adloff

Stiftungen als Akteure, die über gewisse Ressourcen verfügen, könnten natürlich Ausschau halten nach den Initiativen, die sich für eine sozialökologische Transformation einsetzen; die versuchen, die Krisenlage ernst zu nehmen, und experimentell mit neuen Formen des Zusammenlebens darauf reagieren wollen, so dass wir wegkommen von dieser Vorstellung, dass wir den Instrumentenkasten schon parat haben. Also jetzt polemisch, aber schauen sich die FDP an, das scheint es irgendwie ja klar zu sein, dass mit dem, was man so hat an Instrumenten, die Lösungen bereits vorhanden sind, nämlich Markt und Technologie. Und aus sozialwissenschaftlicher und auch erdsystemwissenschaftlicher Sicht ist das hochgradig zu bezweifeln. Da liegen nicht die Lösungen, da liegen vielleicht Aspekte von Lösungen, aber in keiner Weise kann man davon ausgehen, dass die Krisen mit diesem Instrumentenkasten zu bewältigen sind.

Von daher braucht es eine Stärkung all der Akteure, die auf andere Formen der Konvivialität, des Zusammenlebens setzen, und so etwas wie Postwachstum anvisieren. Wie kann das aussehen? Eine Ökonomie, die das gute Leben für alle ermöglicht, ohne dass es permanent auf die Akkumulation von immer mehr ankommt. Da stehen wir ganz am Anfang; da braucht es die Förderung von Ideen, aber da braucht es auch die Förderung von Leuten, die etwas ausprobieren wollen, etwas anders machen wollen und die bisher aber kaum Ressourcen finden.

Karsten Timmer

Vielen Dank für das Schlusswort. Ich fand das Gespräch sehr spannend. Es ist wirklich wahnsinnig schade, dass es so wenig wissenschaftliche Forschung zu diesen ganzen Fragen rund ums Stiften und Spenden in Deutschland gibt. Von daher freue ich mich sehr, dass Sie immer noch mit dabei sind.

Ganz, ganz vielen Dank, Herr Adloff, für das nette Gespräch.

Frank Adloff

Danke für die Einladung.